Petra Szammer

Von einer zur anderen

Wie mein Leben trotz widriger Umstände in der Kindheit doch noch gelang und meine schmerzhaften Erfahrungen dazu führten, dass ich meine Lebensaufgabe fand.

Biografie

edition keiper

www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017
1. Auflage April 2017
Cover, Layout und Satz: textzentrum graz
Lektorat: Dr. Eva Maria Widmair
Coverfoto und Fotos Innteil: Privatarchiv Szammer
Druck: Bookpress.eu
ISBN 978-3-903144-25-5

Petra Szammer

Von einer zur anderen

Wie mein Leben trotz widriger Umstände in der Kindheit doch noch gelang und meine schmerzhaften Erfahrungen dazu führten, dass ich meine Lebensaufgabe fand.

Biografie

Prolog

Meine Urgroßmutter: geboren 1904.
Meine Großmutter: geboren 1924.
Meine Mutter: geboren 1944.

Diese Frauen verbinden generationsübergreifende Gemeinsamkeiten:

Sie haben Krieg erlebt. Sie hatten eine Kindheit, die bestimmt war von autoritärer Unterdrückung des eigenen Selbst, und jede von ihnen hat in ihrem zwanzigsten Lebensjahr ein Mädchen zur Welt gebracht.

Ich wurde im Sommer 1964 geboren,
als erstes Kind meiner Eltern Hubert und Gundula.

Wenn meine Mutter auf die Frage: »Mama, wie war meine Geburt?« überhaupt etwas antwortete, dann, dass sie bei meiner Ankunft enttäuscht darüber gewesen war, dass sie ein Mädchen bekommen hatte, sie hätte sich einen Sohn gewünscht.

> In der Familientherapie gibt es die Beobachtung, dass es vier Generationen braucht, bis sich ein Muster wieder auflöst.

Meine Tochter Susanna wurde 1994 geboren,
kurz nach meinem dreißigsten Geburtstag.

Als meine Mutter mich und mein neugeborenes Kind im Sanatorium besuchte, war ich verwundert, sie zu sehen. Der Kontakt mit ihr war spärlich, zeitweise war er völlig abgebrochen.

Meine Schwangerschaft hatte sie ignoriert.

Als sie unsicher an meinem Bett stand und voller Neugier auf ihr Enkelkind schaute, wussten wir beide, es war ihre letzte Chance, in der Familie wieder Fuß zu fassen.

Ein Jahr später.

Ein Wiesenblumenstrauß und ein selbst gebackener Kuchen stehen auf dem Tisch.

Susanna sitzt zufrieden auf meinem Schoß. Ich gebe ihr einen Kuss auf den Kopf, auf die Hand und in den Nacken.

Meine Mutter ist da und setzt sich mit einer Tasse Kaffee zu uns.

»Du hast eine verhängnisvolle Verkettung unterbrochen.«

»Wie meinst du das?«, frage ich erstaunt.

»Du gibst an Susanna nicht das weiter, was meine Mutter an mich und ich an dich weitergegeben habe.«

Ich drücke mein Kind liebevoll an mich und atme tief durch. Habe ich da eine Einsicht herausgehört? Habe ich gehört: Tochter, du machst es gut?

Schon meldet sich in mir eine Stimme, die mir nichts Angenehmes zuflüstert, aber ich will mir die Freude darüber, dass meine Mutter so etwas zu mir gesagt hat, nicht verderben lassen durch das, was in der Vergangenheit zwischen uns geschehen ist.

Und ich nehme die Worte meiner Mutter in mein Herz.

Wie einen Segen. Über mich und mein Kind.

Eine erste Erinnerung.

Ich wache auf. Es ist finster.

»Mama!«

Ich lausche in die Dunkelheit.

»Mama!?«

Weinend steige ich aus dem Gitterbett und suche meine Mutter.

Durch die Stille des Raumes gehe ich vorbei an Tisch, Stuhl, Kasten zum Bett meiner Eltern. Es ist leer.

Das Fenster steht weit offen. Ich klettere auf die schmale Fensterbank.

Tief unter mir liegt die Straße. Schwach beleuchtet. Kein Verkehr. Die Nachbarn von der gegenüberliegenden Häuserfront,

die mir tagsüber manchmal zuwinken, wenn sie aus dem Fenster schauen, sind jetzt nicht da. In der kühlen Luft spüre ich die Tränen auf meinen Wangen und den Schleim, der mir von der Nase in den Mund rinnt.

Ich schreie in die Nacht hinein, schreie, so laut ich kann, damit mich meine Mutter hört, aber alles bleibt regungslos und meine Rufe bleiben unbeantwortet.

Ich klettere zurück und lege mich auf den Boden.

Mein Vater wird mir viele Jahre später erzählen, dass er mich oft alleine vorgefunden hat. Weinend und mit voller Windel. Wenn er von der Nachtschicht heimgekommen ist.

Wir sitzen uns gegenüber.

»Papa, wo war die Mama?«

Und als hätte er als Ehemann und Vater keinen Einfluss darauf gehabt, sagt er: »Deine Mutter war mit Freundinnen im Kino oder tanzen oder was weiß ich wo!«

Für ein paar Atemzüge fühle ich mich meinem Vater jetzt nahe. Verbunden durch den gemeinsamen stillen Vorwurf gegen die Mutter. Wir könnten jetzt beide Trost finden, einander in den Arm nehmen, aber er steht auf und verlässt wortlos das Zimmer.

Ein schmerzliches Gefühl steigt in mir hoch und legt sich wie eine Schnur um meinen Hals.

Meine Tränen rinnen und ich ahne, dass ich selbst im tiefsten Schmerz auch für meinen Vater unsichtbar bleiben werde.

Die 1960er-Jahre

Wir wohnten im Haus, das meinen Großeltern väterlicherseits, der Oma und dem Opa, gehörte.

Ein Zinshaus, typisch für die damalige Zeit.

Durch das Stiegenhaus kam man zu den hofseitig gelegenen Laubengängen, von denen aus man die einzelnen Wohnungen, bestehend aus Zimmer, Küche und Kabinett, betrat.

Auf den offenen Laubengängen trafen sich die Menschen zum Reden und um dort ihre Wäsche aufzuhängen. Badezimmer gab es keine.

Die Toiletten lagen am Ende eines Ganges und wurden von mehreren Bewohnern benützt.

Unsere Mansarde befand sich im Dachgeschoß. Sie bestand aus Vorraum, Zimmer und Kochnische.

Um sie zu erreichen, mussten wir drei Stockwerke hochlaufen. Um zur Toilette zu kommen, wieder eins hinunter.

Im Erdgeschoß war der Kaufmannsladen von Herrn Rucek. Mit einem PEZ-Automaten neben der Eingangstür. Ob Gummiringe, Rosinen, Kernseife, Zucker oder Mehl, das ganze Sortiment lag dort in Holzladen, in Säcken und Fässern.

Wenn meine Mutter etwas vergessen hatte, schrieb sie es auf und schickte mich hinunter, um es zu holen. Frau Rucek las, was auf dem Zettel stand, packte alles ein und drückte mir ein Stollwerk in die Hand. »Weil du so brav einkaufst.«

Ich war das einzige Kleinkind im Haus. Die meisten Mieter waren ältere Paare oder Witwen.

Durch das tägliche Rauf- und Runtergehen wusste ich bald, hinter welcher Türe wer wohnte, kannte alle beim Namen und wusste, bei wem es sich lohnte anzuklopfen, um einen Keks oder ein Zuckerl zu ergattern.

Es gab nur eine Tür, an die ich nie klopfte. Die Tür genau vis-à-vis von unserer. Es war der Eingang zur zweiten Mansarde. Es war

die Wohnung von Tante Inge, der Schwester meines Vaters. Die Tür hatte ein Guckloch, einen sogenannten Spion. Wie ein Auge, das einen beobachtete, wenn man vorüberging.

Im Hof die Mistkübel, eine Klopfstange und der Abstellraum für die Fahrräder der Hausparteien.

Der hintere Teil war durch einen Zaun abgetrennt, auf dem ein Schild hing: »Privat«. Dort unter dem Kirschbaum hatte mir mein Vater eine Sandkiste gebaut.

Wenn ich mich auf einen Kübel stellte, konnte ich die Kirschen selber vom Baum pflücken.

Die Geräusche und Gerüche von Haus und Garten sind mir unvergesslich, auch die Spiele, die dort entstanden. Mit einem Minimum an Material: Einer Schnur. Einem Stecken. Steinen. Einer Wasserlacke.

Jeder Tag war erfüllt von der Faszination neuer Entdeckungen.

Auf einem Foto sieht man mich mit kurzer Lederhose lachend auf meinem Dreiradler sitzen. Welches Vergnügen ich hatte, damit immer wieder die gleichen Runden zu drehen.

Manchmal kam ein Mädchen auf Besuch. Beate. Sie war das Enkelkind von der Frau Prassl aus dem ersten Stock. Ich zeigte ihr alle meine Verstecke, ließ sie mit meinem Dreiradler fahren und genoss, dass sie da war.

Wenn meine Mutter rief: »Komm, wir gehen spazieren!«, zog sie mich schön an. Kleid, Hütchen, Wetterfleck. Ich wusste dann schon, wo es hinging und lief voraus. Mit einer Vorfreude, wie man sie so nur als Kind kennt.

Durch eine hohe eiserne Gitterpforte betraten wir die Parkanlage von Schloss Eggenberg, schlenderten über die Kieswege zwischen Baumalleen und Blumenbeeten.

Während sich die Mutter auf der Parkbank die Sonne ins Gesicht scheinen ließ, streifte ich mit großen Augen durch den gemäldeartigen Landschaftsgarten. Begeistert von den Tieren im Schlossgraben, dem Ringelspiel und dem Schrei des blauen Pfaus.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Schwamm. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, eine alte Frau kocht Rüben. – Ich war fasziniert vom Klang und Rhythmus der Worte, die aus dem Mund meiner Mutter kamen.

Ich freute mich, wenn sie mich auf ihren Schoß nahm und mir *Hänschen klein* oder *Ein Vogel wollte Hochzeit machen* vorsang. Es waren Augenblicke der Zuwendung, wenn sie mit mir ein Bilderbuch anschaute und mir *Max und Moritz, Struwwelpeter* oder *Struwwelliese* vorlas.

Bücher, die auf dem Prinzip des Gehorsams aufbauen. Bücher, die in Bildern und Versen vom bösen Kind erzählen, das schlecht auf die Welt kommt und sich nur zum Guten entwickeln kann, wenn man ihm Angst einjagt und es bestraft.
Was heute unter den Begriff »Schwarze Pädagogik« fällt, wurde damals in meiner Umgebung noch von niemandem hinterfragt.

Sieht man von den Inhalten der Geschichten ab, trug die Mutter durch ihr Vorlesen und Singen wesentlich zu meiner Sprachbildung bei und gab mir damit etwas von unschätzbarem Wert: Die Ausbildung und Anregung meiner Vorstellungskraft sowie die Begeisterung für Bücher.

Die Märchen von den Gebrüdern Grimm haben sich mir tief eingeprägt.

Konfrontiert mit den eigenen Ängsten und Hoffnungen, entwickelte ich durch die Geschichten den Glauben an das Gute, und dass das Leben trotz aller Gefahren und Widrigkeiten bewältigbar ist.

Die Mutter schimpft plötzlich mit mir. Ich weine und fühle mich schuldig, obwohl ich nicht weiß, was ich getan habe und was meine Mutter veranlasst, mich in die Ecke des Zimmers zu stellen, mit dem Gesicht zur Wand, und mich dann zu zwingen, mich auf die Kante eines Brennholzscheites zu knien. »Winkerlstehen« und »Scheitlknien« – eine in den 1960er-Jahren noch

immer übliche Maßnahme, um Kinder zu bestrafen. Alles in mir wehrt sich. Die Worte meiner Mutter werden immer lauter. Ich drehe mich zu ihr um. Das, was gerade geschieht, wissen meine Gedanken nicht einzuordnen. Ich nehme nur wahr. Die Kühle der weißen Wand.

Den Schmerz in den Knien. Meinen Zorn und den Drang, mich aus dieser Lage zu befreien.

Aber ich bin meiner Mutter ausgeliefert. Bleibe am Boden und bemühe mich mit all meinen Sinnen zu erkennen, welche Signale sie mir sendet.

Pendle zwischen Davonlaufen und Michergeben. Ich habe noch keine Worte, um zu sagen: »Mama, ich brauche dein Verständnis, auch wenn ich etwas nicht richtig mache. Mama, ich brauche deinen Schutz und deine Hilfe, nicht deine Bestrafung.«

Doch sie verlangt Unterwerfung und duldet keine Widerrede.

»Du bleibst da in der Ecke, bis du gelernt hast zu folgen!«

Ich weiß noch nicht, dass meine Mutter an mir wiederholt, was sie selbst erlitten hat.

Ich weiß noch nicht, dass ich in einem Jahrhundert lebe, in dem es noch immer üblich ist, Kinder durch Gewalt sich selbst zu entfremden und so zum Gehorsam zu erziehen.

Ich schaue aus dem Fenster und sehe meinen Vater kommen. Lasse alles liegen. Weiß, dass er gleich die Haustüre öffnen und sein ziegelrotes Fahrrad mit dem Kindersitz vorne drauf im Gang abstellen wird. Ich stürme los. Gleich kommt er die Stiege herauf. Ich breite die Arme aus. »Papa!« Ich fliege ihm entgegen und falle kopfüber Stufe um Stufe bis ins untere Stockwerk. Benommen bleibe ich auf dem Gang liegen.

Er hebt mich hoch und tastet mir über den Kopf. »Es ist nix passiert. Nur eine kleine Beule. Bist du heiratest, ist alles wieder gut.«

Nur an der Stimme erkenne ich seine Erschrockenheit.

»Unsere Kindheit ist ein Vorspiel auf unser Leben, in dem eine große Melodie sich als Thema ankündigt.« (Albert Schweitzer)

»Ich will zur Frau Partl!«

»Nein, du bleibst jetzt da!«

»Ich will aber!«

»Wenn du jetzt nicht sofort aufhörst, dann …!« Die Mutter macht eine drohende Handbewegung.

»Ich will aber zur Frau Partl! Ich hab die Frau Partl viel lieber als dich!«

Seit einiger Zeit geht meine Mutter wieder arbeiten.

In meinem Taufschein kann ich später lesen: »Beruf der Mutter: Hausfrau.«

Sie wird mir erzählen, dass sie einen Ausbildungsplatz gehabt hat, um Krankenschwester zu werden. In Wien.

Mein Vater habe sie vor die Wahl gestellt, entweder Wien oder er.

Jetzt hilft die Mutter in einem Fotolabor. Ich bin in dieser Zeit bei Frau Partl. Sie wohnt im ersten Stock und hat drei Kinder. Das vierte wird bald kommen. Wenn ihr Mann und ihre Kinder in der Früh aus dem Haus gehen, bringt mich meine Mutter zu ihr hinunter. »Bis am Nachmittag«, sagt sie und schiebt mich durch die Tür.

Frau Partl zwickt mich zur Begrüßung liebevoll in die Wange und ich gebe ihr ein Bussi.

Folge ihr auf Schritt und Tritt beim Bettenmachen, Wäschewaschen, Fensterputzen. Dazwischen spielen wir *Ich sehe was, was du nicht siehst* und gehen einkaufen. Wann immer es uns einfällt, rufen wir lachend: »Uuuund Zwickerbussi!«

Beim Mittagessenkochen bindet sie mir eine Schürze um und drückt mir einen kleinen Kochlöffel in die Hand, damit ich ihr beim Rühren helfen kann.

Wenn ihre beiden Töchter Gerlinde und Irene aus der Schule kommen, essen wir. Auf dem Kindertisch steht in Achtelliter-Gläsern süßliches schwarzes Bier.

Ich werde von den beiden herumgetragen und darf mir aussuchen, was wir spielen. Am Nachmittag schaue ich den Mädchen zu, wie sie sich draußen im Laubengang auf einen Schemel setzen und sich gegenseitig die langen Haare bürsten, um sie dann zu dicken Zöpfen zu flechten.

Ich hätte auch gerne lange Haare.

Die letzten Stufen. Gleich bin ich oben.

Ich nehme noch einmal Anlauf. Da geht einen Spalt breit die Tür zu Tante Inges Wohnung auf. Gerade so, dass die Person, die hinter der Tür steht, sehen kann, wer da die Stiege heraufkommt, ich aber nicht, wer mich im Visier hat.

Ich halte den Atem an. Schreckliche Angst überkommt mich.

Ich spüre eine Gefahr, die hinter dieser Tür lauert.

Groß und dunkel. Wie in den Märchen, die mir meine Mutter abends manchmal vorliest. So groß, dass sie sieben Geißlein auffrisst oder kleine Mädchen.

Der Eingang zu unserer Wohnung, nur ein paar Meter entfernt, scheint unerreichbar. Ich möchte davonlaufen und bleibe erstarrt stehen.

Da kommt jemand mit schleppenden Schritten von unten herauf. Die Tür fällt zu. Ich stürme hinunter und umkreise den Herrn Wolf aus dem zweiten Stock.

Er sagt: »Du hast's aber gnädig heut.«

Wenn ich an der Tür meiner Tante vorbeimuss, zucke ich zusammen. Ich weigere mich, alleine hinunter aufs Klo zu gehen, um Begegnungen mit ihr zu vermeiden, und mache wieder in den Topf.

Die Welt ist für mich kein sicherer Ort.

Herbst 1967.

Aus dem Schlaf gerissen, stehe ich verdattert im Zimmer. Mir fallen die Augen wieder zu, aber die Mutter treibt mich an.

»Zähneputzen, aufs Klo gehen, anziehen.«

Alles muss schnell gehen. Es ist noch dämmrig, als wir aufbrechen. Es fällt mir schwer, ihren schnellen Schritten zu folgen.

»Ich mag nicht in den Kindergarten! Ich will bei dir bleiben!«

»Das geht nicht. Ich muss arbeiten.«

Ich bleibe stehen, um Zeit zu gewinnen.

Die Mutter zerrt mich am Ärmel weiter. »Ich hole dich bald wieder ab.«

Ich klammere mich an ihrer Hand fest. »Nimm mich mit! Bitte!«

»Hörst du nicht? Es geht nicht!«

Schweigend laufe ich die letzten Meter neben ihr her.

Der Pfarrkindergarten St. Vinzent wird von den Barmherzigen Schwestern geführt.

Als wir ankommen, ist das Gebäude noch leer. Ich bin die Erste.

»Jacke aufhängen! Hinsetzen! Schuhe ausziehen!«

Und weg ist sie. Für ein paar quälende Minuten bleibe ich alleine zurück.

Sehe die Klosterschwester weit weg in einem Raum über eine Arbeit gebeugt.

In mir steigt die Energie des Sichaufbäumens hoch. Ich öffne die Tür und laufe hinaus auf die Straße. Mit bloßer Strumpfhose über den Asphalt. Zwischen den Passanten hindurch folge ich der Spur meiner Mutter. An der Kreuzung setzt sich gerade die Straßenbahn in Bewegung.

Panisch renne ich quer über die Straße. Die Straßenbahn bleibt quietschend stehen. Die Mutter springt heraus und rennt auf mich zu. Sie hebt mich hoch und trägt mich wieder zurück.

»Mama!«

»Du sollst jetzt dableiben. Du musst. Sonst bekomme ich noch Probleme in der Firma.«

Die Kindergärtnerin nimmt mich an der Hand.

Verloren schaue ich den Kindern beim Spielen zu.

»Orientierungslos« und »ohne emotionale Sicherheit« würde man heute dazu sagen.

Als sie am späten Nachmittag kommt, bringt sie mir ein kleines Körbchen mit und sagt: »Da geben wir jetzt immer deine Jause hinein.«

Ich spüre, sie erwartet, dass ich ihr keine Schwierigkeiten mehr mache.

Und ich füge mich, weil ich meine Mutter liebe.

Wir verkleiden uns und spielen unter der Anleitung der Kindergärtnerin das Märchen vom *Schneewittchen*. Ich spiele einen von den sieben Zwergen und möchte das am liebsten jeden Tag tun.

Im Kindergarten umgibt mich bald eine Atmosphäre der Ruhe und Gleichmäßigkeit. Auf einem Foto, das dort aufgenommen wird, sitze ich auf einer Bank. Ein schüchtern lächelndes Kind, das eine Puppe im Arm hält.

Ich bin gerne im Garten. Fahre am liebsten mit dem Leiterwagen oder sitze auf der Schaukel. In einem kleinen Holzhaus steht auf einem Tisch ein schwarzes ausrangiertes Telefon.

»Hallo? Bitte können Sie meiner Mama sagen, dass sie mich abholen kommen soll!?«

Am Vormittag gibt es Jause. Ich freue mich, mein Körbchen zu sehen. Ein Apfel, ein langer Löffel, ein Glas *fru fru*. Es dauert, bis ich mich durch den säuerlichen Geschmack zur süßen Marmelade durchgegessen habe.

Jeden Tag nach dem Mittagessen kommt der Aufruf zum Schlafengehen.

Dafür wird ein Raum verdunkelt und alle Kinder müssen sich auf eine Matte legen. *Ich mag hier nicht schlafen.*

Ich sitze vor einem Glas, das ich anmalen soll. »Für Weihnachten«, sagt die Kindergärtnerin und gibt mir einen Pinsel in die Hand. Still und konzentriert experimentiere ich mit den Farben. Mache dabei die ersten Erfahrungen mit meinem gestalterischen Selbst. Freudig erregt und begleitet von der Frage: *Wird meiner Mama gefallen, was ich hier für sie mache?*

»Halt still!« Meine Mutter schmiert mir Mentholsalbe auf Brust und Rücken.

Sie zieht mir das Nachthemd über und deckt mich zu.

Während mein Atem rasselt, höre ich mir selber zu und versuche den schmerzhaften Husten zu unterdrücken, aber die Attacken sind stärker. Die Mutter bringt mir Tee und zieht mir das Fieberthermometer aus der Achselhöhle.

»Der Husten geht vorbei. Du musst Geduld haben. – Komm, wir beten gemeinsam.«

»Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe meine Augen zu. – Mein Herz ist rein, kommt niemand hinein als du, mein liebes Jesulein.«

»Na?«, fragt sie. »Und was noch?«

Ich murmle: »Und ich will immer brav und artig sein. Amen.«

An einem grauen Nachmittag fallen plötzlich Schneeflocken vom Himmel.

»Was wünschst du dir vom Christkind?«

Ich denke an Schlittenfahren, und die Mutter schreibt »einen Schlitten« auf ein Blatt Papier.

Ich zeichne einen Schneemann dazu und stecke den Zettel in ein Kuvert. Sie hebt mich hoch und ich lege den Brief außen dicht an die Fensterscheibe, damit er nicht nass wird.

»Vielleicht kommt das Christkind und holt den Brief. Aber nur, wenn du brav bist!«

In meiner Fantasie sehe ich ein freundliches Wesen, das ans Fenster kommt, es sieht so ähnlich aus wie der Schutzengel auf dem Bild über meinem Bett.

Wann wird das Christkind kommen?

In aller Früh stehe ich auf. Der Brief ist weg!

Die Sonne wirft ihre Strahlen vom blauen Himmel auf eine weiße Winterlandschaft. Ich mache einen Luftsprung und schlüpfe wieder unter die warme Decke.

Die Mutter schickt uns fort. Sie tut geheimnisvoll.

Papa nimmt mich an der Hand. »Das Christkind hilft der Mama beim Weihnachtsbaumschmücken, da dürfen wir nicht dabei sein.«

Wir gehen hinaus in die Abenddämmerung.

Die Straßen sind leer. Mir ist feierlich zumute.

Während des Gehens betrachte ich die Sterne am Himmel.

»Ist das Christkind jetzt bei der Mama und können wir schon nach Hause gehen?«

Wir umrunden ein paarmal den Häuserblock, bis wir wieder vor unserer Wohnung stehen.

Durch den Türspalt dringen Glanz und Festlichkeit, und als ich das Zimmer betrete, nehme ich einen geschmückten Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen wahr, auch Geschenke, die darunter

liegen, und einen festlich gedeckten Tisch, aber schauen, schauen tu ich nur auf das Christkind, das da vor meinen Augen als warmes, goldenes Licht still zum Fenster fliegt. Ein Strahlen und Leuchten, das mich in seinen Bann zieht und das ich tief in mein Herz aufnehme, während es in seiner Herrlichkeit durch das geschlossene Fenster hindurchschwebt.

Ich schaue ihm überwältigt nach, bis es in der Dunkelheit entschwindet.

Es ist eine Erfahrung, die von einem aufleuchtenden, einem kurz in den Himmel strahlenden Glück erzählt.

»Es ist die sogenannte magische Welt, die, da sie von großen Gefühlen, Staunen, grenzenlosem Vermögen und alles umfassender liebevoller Zuwendung geprägt ist, eine wichtige Voraussetzung für die gesunde Seelen-, und das heißt für die gesunde Persönlichkeitsentwicklung darstellt. Sie ist eine notwendige Durchgangsstufe für die gute Erdung der kindlichen Seele.« (Jirina Prekop, *Kinder sind Gäste, die nach dem Weg fragen*, S. 18.)

Am nächsten Tag wickle ich meine Puppe fest in Tücher. Behutsam setze ich sie auf meinen Schlitten und ziehe sie durch den frischen Schnee. Ich rede ihr gut zu und achte darauf, dass sie nicht herunterfällt, fest entschlossen, auf sie aufzupassen und sie nie alleinzulassen.

»Von klein auf, sobald ein Mädchen versucht, seine Mama nachzuahmen und es mit seiner Puppe spielt, stellt es sich sein eigenes Kind vor. In der kindlichen Fantasie entsteht bereits das Bild des zukünftigen Kindes und die Sehnsucht nach der Bindung mit ihm.« (Jirina Prekop, *Erstgeborene*, S. 75.)

Als ich, selbst Mutter geworden, meine kleine Tochter Susanna, warm eingepackt, das erste Mal durch die Schneelandschaft ziehe,

darauf achte, dass sie sich wohlfühlt und nicht vom Schlitten fällt, kommt diese Erinnerung in mir hoch. Erfüllt davon, drehe ich mich nach meinem Kind um.

Blaue Kulleraugen, Zwergerlhaube, Spangerl im Haar und ein Lächeln, das mitten in mein Herz leuchtet.

Sommer 1968.

Es ist bald Mittag und ich hab noch meinen Pyjama an.

Es riecht nach Wurzelfleisch mit Kren. Ich umkreise meinen Vater, der die Zeitung liest.

»Papa, ich kann schon lesen!« Eilig hole ich mein *Stupsi*-Bilderbuch und gebe jedes Wort wieder, wie es mir die Mutter vorgelesen hat. Kenne genau die Stellen, wo ich umblättern muss. Die Eltern lächeln einander amüsiert zu.

Meine Mutter setzt sich neben mich. »Heute gibt es als Nachspeise Schokoladenpudding, er muss nur noch abkühlen.«

Ich weiß, dass meine Mama ein Baby bekommt.Vorsichtig lege ich die Hand auf ihren Bauch.

Sie sagt: »Wenn es ein Mädchen wird, nennen wir es Kerstin.«

Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Namen sich meine Eltern für einen Buben überlegt haben.

Jemand hat mir gesagt, dass meine Mutter heute nach Hause kommt.

Ich vermisse sie. Ich bin vier Jahre alt und weiß, dass ich einen Bruder bekommen habe, der Christian heißt. Gleich werden sie kommen. Aufgeregt laufe ich zwischen Tür und Fenster hin und her. Hab keine Zeit mehr, aufs Klo zu gehen.

Wo ist die Zeichnung, die ich für meinen Bruder und die Mama gemacht habe? Da geht die Türe auf. Die Mutter hat das Baby auf dem Arm.

Ich erinnere mich an keinen Gruß, kein Lächeln, keine Umarmung.

Sie geht an mir vorbei. Ich stutze und laufe ihr hinterher. Sie legt den Säugling auf die Kommode und wickelt ihn. Ich suche ihren

Blick, doch sie schaut mich nicht mehr an. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist auf das Baby gerichtet.

In diesem Moment weiß ich, dass etwas Einschneidendes geschehen ist. Christian hat blaue Lippen und blaue Fingernägel. Ein »blaues Baby« oder »Zyanose«, wie es in der Fachsprache heißt.

Die Ärzte haben den Eltern gesagt, dass die Ursache dafür eine Unterversorgung des Blutes mit Sauerstoff sei. Hervorgerufen durch ein Loch im Herzen. Eine Operation wäre sinnvoll. Nicht gleich. Sie würden damit noch warten, bis Christian zugenommen hat. Mit Medikamentengabe wären sie noch vorsichtig. Und ich höre meine Mutter: »Sie haben uns gesagt, Prognosen sind nicht möglich. Wir wissen nicht, wie es weitergeht.«

Die Ankunft meines kranken Bruders wirft ihren Schatten auf mich.

» Jirina Prekop schreibt in ihrem Buch *Erstgeborene* (S. 97) über die gravierende Erfahrung des Verlierens, die der oder die Erstgeborene durchleben muss: »Mit der Ankunft des Geschwisters verändert sich all das, auf das sich das Kind bisher verlassen konnte.«

Aus heutiger Sicht hatte ich doppelt und dreifach verloren.

Schon immer hatte ich das diffuse Gefühl gehabt, dass etwas nicht stimmte. Dass ich für meine Mutter als Mädchen nicht richtig war. Als sie einen Sohn bekam, einen Sohn, der aufgrund seiner Herzerkrankung ihre ganze Zuwendung benötigte, spürte ich, dass ich sie verloren hatte, und dieser Zustand sollte sich auch nicht mehr ändern.

» In solch einer schwierigen Situation braucht ein Kind jemanden, der Zuverlässigkeit ausstrahlt und das Versprechen, dass alles wieder gut wird. Gelingt es einem Kind, neben der Mutter noch weitere Personen zu finden, die ihm bei der Überwindung seiner Ängste behilflich sind und ihm

das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit vermitteln, so werden auch die Grundhaltungen, die Fähigkeiten und Fertigkeiten und die emotionalen Bindungen dieser Bezugsperson übernommen und im kindlichen Gehirn verankert.« (Gerald Hüther, *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*, S. 78.)

Wenn mein Vater am Wochenende seinen Eltern bei der Arbeit hilft, fährt er schon im Morgengrauen mit dem Fahrrad nach Rosegg. Wir gehen am Vormittag los und Papa kommt uns auf halbem Weg mit Opas schwarzem VW Käfer entgegen.

Auf einer Anhöhe, zwischen Hügeln und Wäldern, der Hof meiner Großeltern.

Es sind schöne Tage und Eindrücke, die bleiben.

Der Stall und die friedlichen Geräusche der Tiere.

Das sonnenwarme, süßlich riechende Heu.

Das Plätschern des Wassers vor dem Haus.

Bäume voller Äpfel und Birnen und immer genug Cousins und Cousinen zum Spielen.

Die Landwirtschaft meiner Großeltern umfasst drei Hektar Grund. Sie besteht aus Wiesen und Äckern, einer Streuobstwiese und etwas Wald, ein paar Kühen, einem Schwein und Hühnern.

Papas Geschwister und Freunde helfen bei der Heuarbeit. Die Oma erzählt, dass sie nach ihren ersten beiden Kindern Hans und Inge noch Zwillinge bekommen hat. Onkel Alois und meinen Vater. Ein Jahr später Drillinge. Tante Erika, Onkel Werner und Katharina, eine Totgeburt. Und dass sie, als ihr ein russischer Soldat gegen Ende des Krieges aus der Hand las und ihr noch ein Kind prophezeite, nur ungläubig den Kopf geschüttelt hat.

Zu Mittag sind alle um den Tisch versammelt. Onkel, Tanten, die Kinder und die Großeltern. Die Frauen stehen immer wieder auf, um das Essen aufzutragen und um abzuservieren. In der Mitte steht ein großer Steinkrug mit Most. Ist er leer, laufe ich mit meinem Opa in den Keller. Er stellt den Krug auf den Lehmboden, zieht einen Korken aus dem Holzfass und führt den Schlauch in die Öffnung, dann steckt er das andere Ende in seinen Mund, saugt daran und lässt den Most in den Krug rinnen.

»Magst kosten?«

Ich verziehe das Gesicht. Der Großvater lacht.

Ich bleibe über Nacht.

Meine Oma legt sich dicht zu mir, ich kann sie riechen.

Sie nimmt meine Hände warm in ihre und ich mache die Augen zu. Da ist eine mütterliche Kraft, in der ich mich geborgen und angenommen fühle. Ich sinke tief in die weiche Matratze und nehme mir vor, mich nicht umzudrehen, damit sie mich nicht mehr loslässt.

Wenn der Hahn kräht, steht der Opa auf. Kurz danach geht die Oma in den Stall. Der Tag ist dem Rhythmus und der Versorgung der Tiere angepasst.

Als sie mit der Milch in die Küche kommt, ruft sie mich zum Frühstück.

Ich soll die Butter von der Küchenkredenz nehmen. Ich sehe nur die emaillierten Pfannen mit dem gehärteten Grammelschmalz und halte mir die Nase zu, weil mir aus dem Kübel mit den Abfällen für das Schwein ein säuerlicher Geruch entgegenkommt.

Bevor der Opa das Brot anschneidet, macht er mit dem Messer drei Kreuze drauf.

Ich starre auf seine schwarzen Fingernägel und auf den Stumpf seines Mittelfingers, an dem wohl nie mehr ein Nagel wachsen wird. Er lässt die Brotkanten auf den Tisch fallen und sagt: »Iss nur ordentlich!«

Ruhig sitze ich zwischen den beiden, die den Milchkaffee aus ihren Häferln schlürfen und sich schweigend in ihre Zeitung vertieft haben. Auf der Bank schnurrt eine Katze, auf dem Tischherd köchelt die Suppe für Mittag und ich warte gespannt, bis der Kuckuck wieder aus der Uhr schnellt.

Die größere Cousine kennt den Weg über die Holztreppe auf den Dachboden, wo zwischen Spinnweben, Gerümpel und Staub

die alte Truhe steht mit den Stöckelschuhen und Hochzeitskleidern der Tanten. Wir verbringen Nachmittage damit, uns die Lippen rot anzumalen und uns schön zu fühlen. Kleine Prinzessinnen, die ihre weißen, viel zu langen Kleider bis zu den Knöcheln raffen, die Schleppe immer im Blick, und zwischen Misthaufen und dem Hühnerstall auf hohen Absätzen dahinwackeln.

»Passt nur auf, dass ihr nicht in den Dreck fallt!«, ruft uns Onkel Hans grinsend hinterher.

Oma winkt uns zu sich. Sie pflückt Stachelbeeren und ermuntert uns zu kosten.

Beim Reinbeißen platzt die Beere auf und ein herbsüßer Geschmack erfüllt meinen Mund.

Es ist heiß. Ich bin durstig und laufe die Treppe hinauf.

Stimmengewirr. Aufregung. Menschentrauben.

Zwei Polizisten brechen die Tür zu Tante Inges Wohnung auf.

Es fallen Worte wie »geisteskrank«, »Irrenhaus« und »Feldhof«.

Jemand sagt: »Die ist gefährlich! Die schmeißt alles beim Fenster hinunter, nicht nur die Schreibmaschine.«

Eine Frau zeigt mit dem Finger auf mich. »Der Kleinen da hat sie einen Stein in den Hof nachgeschmissen. Ein paar Zentimeter am Kopf vorbei.«

Ein Mann beugt sich zum Polizisten und flüstert: »Am Tag sperrt sie sich ein, nur in der Nacht geht sie fort. Immer elegant angezogen.«

Ich weiß nicht, was hier geschieht. Ich spüre nur, wie alles in mir zittert und dass ich mich verlaufen habe in einem Labyrinth aus Stufen und Angst, Neugier und Gewalt. Jemand nimmt mich an der Hand und bringt mich in unsere Wohnung.

Oma ist da. Sie will aus Tante Inges Wohnung Nachthemden und Waschzeug holen.

Sie wirkt abwesend. Sie bittet um ein Stück Brot und ein Glas Wein. Schweigend kaut und trinkt sie und schaut dabei ins Leere. Meine Mutter, mit meinem Bruder auf dem Arm, sagt: »Geh spielen. Die Oma hat heute für dich keine Zeit.«

Beim Aus-dem-Fenster-Schauen und Tagträumen taucht ein Bild vor mir auf, das ich bis heute in mir trage:

Eine Berührung mit einer Landschaft.
Eine Berührung mit dem Geheimnisvollen.
Ich bin unterwegs zu meinem Stelldichein.
Schaue auf weite Wiesen und Hügel. Auf Frühlingswassergrün.

Nebelschleier ziehen vorbei und lösen sich auf.
An den Fußsohlen die kühle, feuchte Erde.
Und im Ohr Lockvogelgezwitscher.

In der Ferne eine Baumallee. Ein Gewölbe aus Laub.
Wie ein offenes Tor, das mich empfängt.
Sonnenstrahlen sickern durch das zarte Grün.
Ich biege ein. Ich bin gleich da.
Ich weiß, es wartet dort. Und ich werde es nicht mehr verlieren.

Seit der Geburt meines Bruders arbeitet die Mutter nicht mehr und bleibt zu Hause. Ich werde vom Kindergarten wieder abgemeldet.

Die Tage in der Bodenfeldgasse nehmen ihren alltäglichen Verlauf. Frühstücken. Im Hof spielen. Einkaufen und Mittagessen. Es gibt kaum Abweichungen.

Jeden Nachmittag gehen wir spazieren. In die Innenstadt oder in den Park von Schloss Eggenberg. Mein Bruder im Kinderwagen, ich fahre mit dem Roller daneben her. Einmal die Woche zum Kinderturnen.

Bewegung bewusst einsetzen und koordinieren.

»Mama! Schau, was ich schon kann!«

Es sind freudige Erlebnisse, als ich meine Beweglichkeit entdecke und mir vor den Augen der Mutter die Brücke, der Purzelbaum und die Kerze gelingen. Es sind stark machende Erfahrungen, als ich begreife, dass ich das, was ich mir vorgenommen habe, auch schaffen kann.

Der Fleischhauer, bei dem wir auf dem Heimweg vorbeikommen, hat immer ein Blatt Extrawurst für mich.

Wir sind auf Besuch bei Tante Ulrike, einer Freundin meiner Mutter.

Während die beiden Frauen Kaffee trinken, spiele ich mit ihren Kindern Sissi und Niki. Tante Ulrikes Mann Dieter ist da.

Er verfolgt mich mit seinen Augen, wohin ich auch gehe. Ich spüre, dass ein Mann ein Kind nicht so anschauen darf. Ich fühle mich beschämt und versuche mich seinen Blicken zu entziehen.

»Wird der persönliche Raum von Menschen betreten, denen wir das Betreten nicht erlaubt haben oder nicht erlauben wollen, reagieren wir mit Unbehagen, Angst, Erstarrung oder Aggression.
Wer der Scham ausgesetzt ist, fühlt sich im Innersten getroffen, in seiner Persönlichkeit missachtet oder sogar verachtet, lächerlich gemacht«, schreiben Udo Baer und Gabriele Frick-Baer in ihrem Buch *Vom Schämen und Beschämt werden* (S. 16 und 11).

Wir kommen aus dem Park und gehen die Volksgartenstraße entlang.

Dieter kommt auf uns zu. Überflutende Hitze breitet sich in mir aus. Jetzt sieht ihn auch die Mutter und winkt. Es ist zu spät, um davonzulaufen. Zu spät, um mich zu verstecken. Ich versuche zu verbergen, was sichtbar werden könnte, ohne zu wissen, was das ist.

Dieter und die Mutter begrüßen einander laut und unterhalten sich, bis er sich mir zuwendet.

»Na, wie geht's dir?«

»Gut«, antworte ich artig und lächle mein schlechtes Gefühl weg.

»Du kommst ja jetzt schon in die Schule, oder?«

»Ja«, nimmt mir die Mutter die Antwort ab, »jetzt ist sie schulreif«, und rollt dabei den Kinderwagen hin und her. »Ihr wackelt auch schon ein Zahn.«

»Lass einmal schauen!«, sagt Dieter grinsend. »Komm, mach den Mund auf!«

Kinder meiner Generation haben nicht gelernt, Nein zu sagen. Kinder meiner Generation haben gelernt, Erwachsenen zu gehorchen, und so tue ich, was er sagt. Ohne zu zögern, greift er mir in den Mund, zupft meinen Zahn aus dem Unterkiefer und wirft ihn lachend in die Wiese.

Ich spüre den Schmerz, das Blut und wie das Selbstwertgefühl langsam aus mir heraussickert. Tropfen für Tropfen.

Ich suche den Blick meiner Mutter, doch sie verabschiedet sich lachend von Dieter.

Während ich gegen meine Tränen ankämpfe, fühle ich, wie enttäuscht ich bin, und bleibe mit der Erfahrung, dass mein intimer Raum verletzt wurde, alleine zurück. Mit der Angst vor einer neuen Begegnung und mit einer tiefgreifenden Unsicherheit im Kontakt zu anderen Menschen.

»Kinder, die ohne stabile Bindung zu den Eltern aufwachsen, entwickeln sich nicht nur emotional und kognitiv schlechter, sondern sind auch stärker gefährdet, emotionaler Verwahrlosung oder körperlicher Gewalt anheim zu fallen.
Denn ein Kind, an das sich die Elternperson nicht gebunden fühlt, kann leichter vergessen oder schlecht behandelt werden.« (Bärbel Wardetzki, *Weiblicher Narzissmus: Der Hunger nach Anerkennung*, S. 58.)

Der Wald steht in Flammen. Die Blätter leuchten in Orange, Rot und Gelb. Ich stehe mit meiner Oma am Waldrand und werfe die aufgeklaubten Maroni in den Korb.

»Oma«, bricht es aus mir heraus, »darf ich einmal ganz laut schreien?«

Sie schaut mich überrascht an.

»Ja, komm!« Und lotst mich tief in den Wald hinein. »So, jetzt!«

Ich hole tief Luft und schaue sie fragend an. Schreie zuerst zaghaft. Verhalten. Dann aus Leibeskräften. Schreie alles aus mir heraus, bis ich nicht mehr kann. Bis die Stimme nachlässt. Bis ich keine Kraft mehr habe und es in mir still geworden ist. Sie nickt mir zu. Dankbar lächle ich sie an. Sie nimmt meine Hand und wir gehen schweigend zurück zum Haus.

Ein Bub kommt in meine Sandkiste. Er hat dunkles Haar und trägt eine kurze Lederhose. Er gefällt mir sofort.

Sein Name ist Peter. Wir nehmen die Schaufeln und bauen gemeinsam eine Burg. Er kniet vor mir im Sand und zieht mit den Händen einen Mauergraben.

Ich stecke behutsam sein Leibchen, das herausgerutscht ist, in die Hose. Er dreht den Kopf zu mir und schaut mich zärtlich an.

Zum Abschied schenkt er mir ein Vergissmeinnicht.

Er wird nicht wiederkommen. Ich werde ihn nie wiedersehen.

»Das warst bestimmt du, damals in meiner Sandkiste«, sage ich lachend zu meinem Mann, als er mir ein Foto aus seinen Kindheitstagen zeigt. Auf dem Dreiradler sitzend mit schwarzem Haar und kurzer Lederhose. Auch wenn uns der Gedanke gefällt, so wissen wir doch, dass eine so frühe Begegnung zwischen uns nicht stattgefunden haben kann. Der Altersunterschied von zwölf Jahren, die verschiedenen Orte unserer Kindheit machen es unmöglich.

Aber in diesem Punkt will ich abergläubisch sein, will diese Sandkastenliebe als Omen sehen.

Als gute Prophezeiung der späteren Begegnung zwischen mir und meinem Mann Peter.

Die 1970er-Jahre

Die Ordensschwester, die meine Lehrerin ist, hält einen Karton in die Höhe, auf dem das Wort »Maus« steht. Ein Wort, das wir Kinder nicht in seinen einzelnen Buchstaben, sondern als Einheit immer wieder lesen sollen.

»Eine Methode, bei der das ganzheitliche Erfassen von Schriftzeichen zum Lesen führt«, erklärt die Mutter der Frau Partl, die wir im Stiegenhaus treffen und die mir kleine Buntstifte zusteckt, weil ich jetzt ein Schulkind bin.

Ich bin bei den Schulschwestern in Eggenberg.

Schon der Einstieg ist geprägt von Unbehagen und Tränen. Ich bin nicht das einzige Kind, das weint. Eine Mitschülerin macht sich in der Klasse an, während sie auf ihrem Sessel sitzt. Die Lehrerin reagiert verständnislos, die anderen Kinder lachen. Das Mädchen fühlt sich bloßgestellt und ich schäme mich mit ihr.

Als ich mich nach ein paar Monaten an den neuen Rhythmus gewöhnt habe und mit meiner orangefarbenen Lederschultasche auf dem Rücken den Schulweg alleine meistere, kommt der Abschied.

Wir ziehen um. In den Norden der Stadt. In eine Werkswohnung der Maschinenfabrik Andritz.

Und die Mutter erzählt dem Herrn Rucek: »Wir haben dort ein eigenes WC und ein Badezimmer.«

Die Kinder vor dem Haus beäugen uns neugierig. Ich erkunde die Räume und helfe meinem Vater beim Auspacken der Umzugsschachteln. Mein Bruder und ich bekommen zusammen ein Zimmer. Alles riecht fremd.

Nach Lack und frischer Farbe. Ich kann lange nicht einschlafen in der ersten Nacht. Bestehe darauf, dass die Türe zum Wohnzimmer einen Spaltbreit offen bleibt, weil die Eltern dort auf der Couch schlafen.